

dtv

Zwei junge Mädchen, die in verschiedenen Ländern aufwachsen: Maria, ein Findelkind, lebt in einem Dorf in Burgund, ist der Natur und den Tieren besonders verbunden, versteht deren Sprache. Clara, die als Waise im Haushalt eines Pfarrers in den Abruzzen aufgenommen wurde, spielt, einem Wunder gleich, plötzlich schmerzhaft schön Klavier. Sie wissen nichts voneinander – bis Elfen es bewirken, dass sie einander kennenlernen. Dank ihrer besonderen Talente könnte es gelingen, die Verbindung der Menschen mit den Elfen und die einstige Harmonie zwischen Himmel und Erde wiederherzustellen. Denn es droht Krieg und eine böse Macht rüstet sich.

Ein einzigartiger Roman, eine Vergegenwärtigung der Schönheit von Natur und Kunst, eine Geschichte, die verzaubert – und wieder aufruft, was den Menschen zu entgleiten droht: die Poesie.

Muriel Barbery wurde 1969 in Casablanca geboren, studierte Philosophie in Frankreich, lebte einige Jahre in Kyoto und wohnt heute wieder in Frankreich. Ihr viel beachtetes Romandebüt, »Die letzte Delikatesse«, erschien 2000. »Die Eleganz des Igels«, ihr zweiter Roman, wurde zu einem großen literarischen Bestseller, in mehr als 30 Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet.

MURIEL BARBERY

DAS
LEBEN
DER
ELFEN

Roman

Aus dem Französischen
von Gabriela Zehnder

dtv

Von Muriel Babery sind bei dtv außerdem erschienen:

Die letzte Delikatesse (13759)

Die Eleganz des Igels (13814)

Die Übersetzerin dankt Pro Helvetia,
Schweizer Kulturstiftung,
für die Unterstützung ihrer Arbeit.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Titel der französischen Originalausgabe: »La vie des elfes«
© Éditions Gallimard, 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München, 2016
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky/dtv
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14619-7

Für Sébastien

—

Für Arty, Elena, Miguel, Pierre und Simona

DIE GEBURTEN

Die Kleine aus Spanien

Die Kleine verbrachte den größten Teil ihrer freien Stunden in den Bäumen. Wenn man sie suchte, ging man zuerst zur großen Buche, die den Schuppen im nördlichen Teil des Anwesens überragte und in deren Krone sie gerne träumte, während sie das Treiben auf dem Bauernhof beobachtete. War sie dort nicht zu finden, ging man weiter zur alten Linde im Pfarrgarten hinter dem bemoosten Mäuerchen, und schließlich, vor allem im Winter, zu den Eichen auf dem angrenzenden Feld, das nach Westen hin in einer Senke auslief und wo inmitten sanfter Hügel drei Exemplare wuchsen, wie es in der Gegend keine schöneren gab. Jede Minute, die die Kleine dem aus Lernen, Mahlzeiten und Gottesdiensten bestehenden Dorfleben abtrotzen konnte, nistete sie in den Baumkronen, und manchmal lud sie ausgewählte Kameraden ein, die über die luftigen Terrassen staunten, die sie angelegt hatte, und plaudernd und lachend wunderbare Tage dort oben verbrachten.

Eines Abends, als sie auf einem niedrigen Ast der mittleren Eiche saß, während die Senke sich mit Schatten füllte, beschloss sie, die Abkürzung über die Wiese zu nehmen und den Schafen des

Nachbarn Gute Nacht zu sagen. Sie wusste, dass man bald kommen würde, um sie ins warme Haus zu holen. Im aufziehenden Dunst machte sie sich auf den Weg. Sie kannte jede Grasnarbe in einem Umkreis, der von den Stützmauern des Bauernhofs ihres Vaters bis zur Grenze von Marcelots Hof reichte; sie hätte sich mit geschlossenen Augen an den Unebenheiten des Geländes, den Teichbinsen, den Steinen auf dem Weg und am sanften Gefälle der Hügel wie an Sternen orientieren können; stattdessen, und aus einem ganz bestimmten Grund, hielt sie die Augen weit offen. Jemand ging im Dunst kaum ein paar Zentimeter neben ihr her, und seine Gegenwart versetzte ihr einen merkwürdigen Stich ins Herz und ließ seltsame Bilder in ihr aufsteigen — sie sah ein weißes Pferd in goldbraunem Unterholz und einen Weg, gepflastert mit schwarzen Steinen, die unter hohen Laubkronen glänzten.

Hier soll gesagt sein, was für ein Kind sie war am Tag dieses bemerkenswerten Ereignisses. Die sechs Erwachsenen, die auf dem Bauernhof lebten — der Vater, die Mutter, zwei Großtanten und zwei Großcousinen —, vergötterten die Kleine. Ein Zauber umgab sie, der anders war als der Zauber von Kindern, mit denen das Leben in ihren ersten Stunden gnädig war, anders als jene Anmut, die aus der richtigen Mischung von Unschuld und Glück hervorging. Wenn sich die Kleine bewegte, nahm man eher einen schillernden Lichtkreis wahr, den die vom Leben auf den Feldern und in den Wäldern geprägten Menschen dieser Gegend mit dem Flimmern der großen Bäume verglichen. Die älteste Tante, mit ihrem besonderen Gespür für jene Dinge, die nicht erklärt werden können, dachte insgeheim, die Kleine habe

etwas Magisches an sich, doch auch die anderen Dorfbewohner erkannten, dass sie sich auf eine für ein Kind ihres Alters ungewöhnliche Weise bewegte, denn sie trug ein wenig vom Zittern der Luft mit sich, geradeso wie die Libellen oder die Zweige im Wind. Im Übrigen war sie dunkelhaarig und sehr lebhaft, etwas dünn, dabei aber äußerst anmutig. Ihre Augen funkelten wie Obsidiane, ihre Gesichtszüge mit den hohen Backenknochen hatten etwas Slawisches, die Wangen waren trotz des matten, dunklen Teints stets ein wenig gerötet und ihre schön geschwungenen Lippen von der Farbe frischen Blutes. Eine wahre Freude! Und welches Temperament! Immerzu lief sie über Felder und Wiesen, ließ sich ins Gras fallen, um den übergroßen Himmel zu betrachten, watete barfuß durch den Bach, sogar im Winter, um die beißende Kälte zu spüren, und mit dem Ernst eines Bischofs erzählte sie schließlich jedermann die großen und kleinen Ereignisse ihrer Tage im Freien. Dazu kam eine leise Traurigkeit, wie sie jenen Geistern eigen ist, deren Intelligenz die Wahrnehmung übersteigt und die aufgrund der zarten Hinweise, die sich selbst an jenen behüteten, wenn auch sehr armen Orten finden, wo die Kleine aufwuchs, schon die Tragödien der Welt erahnen. Diese strahlende, geheimnisvolle junge Knospe spürte also im Dunst des Spätnachmittags die Gegenwart eines unsichtbaren Wesens. Mit größerer Gewissheit als der Pfarrer, wenn er die Existenz Gottes predigte, erkannte die Kleine, dass es freundlich und zugleich übernatürlich war. Sie hatte keine Angst. Stattdessen ging sie auf das Wesen zu, in dieselbe Richtung, die sie vorher zu nehmen beschlossen hatte, in Richtung der Schafe.

Etwas ergriff ihre Hand. Es fühlte sich an wie eine mit einem weichen, warmen Wolltuch umwickelte große Pranke, in deren sanftem Griff ihre eigene Hand verschwand und die der Kleinen durch den seidigen Ballen hindurch wie die Klaue eines riesigen Wildschweins vorkam. In diesem Augenblick bogen sie beinahe rechtwinklig nach links ab, und sie begriff, dass sie die Schafe und den Hof von Marcelot umgingen und auf das Wäldchen zuhielten. Vor ihnen erstreckte sich ein mit dichtem, saftigem Gras bewachsenes, sanft ansteigendes Brachfeld, von dem aus ein gewundener Pfad den Hügel hinan zu einem hübschen Pappelwald voll Erdbeeren und ganzen Teppichen von Immergrün führte. Noch vor Kurzem verfügte jede Familie über ein Holzungsrecht und schlug dort beim ersten Schnee ihr Holz. Diese Zeiten sind leider vorbei, doch darüber werden wir heute nicht sprechen, aus Bedauern oder aus Nachlässigkeit, und weil die Kleine zu dieser Stunde ihrem Schicksal entgegenläuft, ihre Hand fest in der Klaue eines riesigen Wildschweins.

Das alles ereignete sich an einem Abend im Herbst, der so mild war, wie man es schon lange nicht mehr erlebt hatte. Man hatte damit gewartet, die Äpfel und Birnen zum Schrumpeln auf die Holzhorden im Keller zu legen, und es regnete den ganzen Tag lang Insekten, die trunken waren vom edlen Tropfen der Obstgärten. In der Luft lag eine Art Mattigkeit, ein träges Seufzen, eine ruhige Gewissheit, dass die Dinge nie enden würden. Und wenn die Menschen auch wie gewohnt arbeiteten, ohne Unterlass und Klage, so genossen sie doch insgeheim diesen unerschöpflichen Herbst, der sie gemahnte, die Liebe nicht zu vergessen.

Doch da geht die Kleine auf die Lichtung des Ostwaldes zu, und wieder geschieht etwas Unerwartetes. Es beginnt zu schneien. Es beginnt aus heiterem Himmel zu schneien, und nicht etwa in jenen zaghaften kleinen Flocken, die im trüben Grau fusseln und kaum am Boden ankommen. Nein, es beginnt in dicken Flocken zu schneien, die so groß sind wie Magnolienknospen und sich so dicht aneinanderdrängen, dass sie eine undurchdringliche Wand bilden. Im Dorf wurden gegen sechs Uhr alle überrascht – der Vater, der im bloßen Drillichhemd Holz hackte, Marcelot, der beim Weiher die Jagdhunde laufen ließ, Jeannette, die ihren Brotteig knetete, und andere, die an diesem Tag im Spätherbst, erfüllt vom Nachklang eines verlorenen Glücks, kamen und gingen und mit Leder, Mehl und Stroh hantierten. Ja, alle waren sie überumpelt worden und schoben jetzt an den Stalltüren die Riegel vor, trieben die Schafe und Hunde ins Trockene und stimmten sich ein auf etwas, das fast genauso wohltuend ist wie die schöne herbstliche Mattigkeit: den ersten gemütlichen Abend am Kaminfeuer, wenn draußen ein Schneesturm wütet.

Man stimmte sich ein, und man dachte nach.

Jene, die sich daran erinnerten, dachten an einen Spätnachmittag im Herbst vor zehn Jahren, an dem ebenfalls unerwartet Schnee gefallen war, als wäre der Himmel mit einem Schlag in strahlend weiße Hobelspäne zerbröselt. Insbesondere auf dem Hof der Kleinen dachte man daran. Soeben hatte man nämlich entdeckt, dass sie nicht nach Hause gekommen war, und der Vater setzte seine Pelzmütze auf und zog eine Jagdjacke über, die auf hundert Meter nach Mottenpulver stank.

»Die sollen sie uns ja nicht wieder wegnehmen«, brummte er, bevor er in der Nacht verschwand.

Er klopfte an die Türen von ein paar Häusern im Dorf, wo andere Bauern, der Sattlermeister und Geschirrmacher, der Gemeindevorsteher (der auch die Wegewärter unter sich hatte), der Waldhüter und noch einige andere wohnten. Er brauchte überall nur einen Satz zu sagen, *Die Kleine ist nicht zurückgekehrt*, bevor er zur nächsten Tür ging, und schon rief der Mann im Flur nach seiner Jagdjacke oder seinem dicken Mantel, hängte sein Gewehr um und stürzte in den Schneesturm hinaus zum Nachbarhaus. So fand man sich zu fünfzehnt bei Marcelot ein, dessen Frau schon eine Pfanne Speck und einen Krug Glühwein vorbereitet hatte. Man leerte alles in zehn Minuten und entwarf dabei einen Schlachtplan, und es klang ganz ähnlich wie am Morgen eines Jagdtags, allerdings mit dem Unterschied, dass man die Routen der Wildschweine kannte, während die Kleine unberechenbarer als ein Wichtel war. Der Vater hatte jedoch wie alle übrigen Männer eine Vermutung, denn man glaubt nicht an Zufälle in solchen Gegenden, wo der liebe Gott und die Legende sich bestens vertragen und man beide stets im Verdacht hat, mit Schachzügen und Tricks aufzuwarten, die der Stadtmensch schon lange vergessen hat. Hierzulande, müsst ihr wissen, ruft man zur Rettung Schiffbrüchiger nur selten den Verstand zu Hilfe, sondern eher Auge, Fuß, Bauchgefühl und Beharrlichkeit. Das taten die Männer auch an diesem Abend, denn sie erinnerten sich an eine ähnliche Nacht vor genau zehn Jahren, in der sie den Weg zum Berg eingeschlagen hatten auf der Suche nach jemandem, dessen Spuren direkt auf die Lichtung des Ostwaldes führten. Nun fürchtete der Vater aber nichts mehr, als dass sie, wenn sie dort ankämen, nur die Augen aufreißen, sich bekreuzigen und den Kopf schütteln könnten, genau wie damals. Die Spuren hatten plötzlich aufgehört, und sie

hatten dagestanden und die Schneedecke betrachtet, die so glatt war wie die Haut eines Neugeborenen. Diesen unberührten, stillen Ort – alle Jäger hätten es schwören können – hatte seit zwei Tagen keine Menschenseele mehr betreten.

Lassen wir sie also im Schneesturm bergan steigen.

Die Kleine ist inzwischen auf der Lichtung angekommen. Es schneit. Sie friert nicht. Das Wesen, das sie hierhergeführt hat, spricht zu ihr. Es ist ein großes, schönes Pferd, dessen Fell in der Abendluft dampft und in alle Himmelsrichtungen einen hellen Dunst verbreitet – nach Westen, wo die Berghänge des Morvan blauen, nach Osten, wo man die Ernte ohne einen Tropfen Regen eingebracht hat, nach Norden, wo sich die Ebene ausbreitet, und nach Süden, wo sich die Männer den Berg hinaufkämpfen, bis zu den Oberschenkeln im Schnee, die Brust vor Angst wie zugeschnürt. Ja, ein schönes, großes Pferd mit Armen und Beinen, und auch Hufen, das aber weder ein Pferd noch ein Mensch noch ein Wildschwein ist, sondern eine Synthese der drei – der Pferdekopf wird zeitweise zu dem eines Menschen, während der Körper sich streckt und die Füße in Hufe übergehen, die sich dann zu den Klauen eines Frischlings zusammenziehen, bevor sie wachsen und zu denen eines Wildschweins werden. Diese Verwandlung setzt sich unaufhörlich fort, und die Kleine wohnt voller Andacht diesem Tanz der Wesenheiten bei, die sich gegenseitig herbeirufen und ineinander übergehen und dabei den Weg des Wissens und des Glaubens vorzeichnen. Das Tier spricht sanft zu ihr, und der Dunst verändert sich. Da sieht sie. Sie versteht nicht, was das Wesen sagt, aber sie sieht einen verschneiten

Abend wie diesen in ihrem Dorf, sie sieht ihren Bauernhof, und auf der Außentreppe sieht sie ein weißes Bündel im Weiß des Schnees. Und dieses Bündel ist sie selbst.

Es gibt niemanden im Dorf, der sich nicht an das Ereignis erinnert, wenn er dieser Kleinen begegnet, die so munter ist wie ein Vögelchen, dessen pulsierendes Leben man bis in die Fingerspitzen spürt. Tante Angèle fand das unglückliche kleine Wesen, als sie die Hühner in den Schuppen sperren ging. Es sah sie aus seinem bernsteinfarbenen Gesichtchen mit so offensichtlich menschlichen, übergroßen schwarzen Augen an, dass sie mitten in der Bewegung innehielt, einen Fuß noch in der Luft. Dann fasste sie sich wieder und rief: *Ein Kind in der Nacht!*, bevor sie das Bündel, das keine Flocke berührt hatte, obschon es noch immer fürchterlich schneite, aufhob, um es ins Haus zu bringen. Etwas später in jener Nacht sollte die Tante erklären: *Ich habe fast geglaubt, der liebe Gott rede mich an*, und dann schwieg sie, weil sie undeutlich spürte, dass es unmöglich war, die überwältigende Veränderung auszudrücken, die sich mit der Entdeckung des Neugeborenen in seinem weißen Wickeltuch in der Welt vollzogen hatte. Es kam ihr vor, als habe sich in dieser Schneenacht ein strahlendes Spektrum unbekannter Möglichkeiten und Wege aufgefächert und als würden Zeit und Raum sich verdichten. Das alles hätte Angèle nicht in Worte fassen können, doch wenigstens hatte sie es gespürt. Diese Dinge zu verstehen, überließ sie dem lieben Gott.

Eine Stunde, nachdem Angèle die Kleine entdeckt hatte, war das Bauernhaus bevölkert von Dorfbewohnern, die Rat hielten, und das Gelände von Männern, die einer Spur nachgingen. Sie folg-

ten den einsamen Fußstapfen, die vom Hof zum Ostwald hinaufführten und im Schnee kaum eine Vertiefung hinterlassen hatten, obwohl sie nun bis zur Hüfte darin einsanken. Was folgte, ist bekannt: Auf der Lichtung angekommen, brachen sie die Verfolgung ab und kehrten mit düsteren Gedanken ins Dorf zurück.

»Wenn sie nur nicht ...«, sagte der Vater.

Niemand erwiderte etwas, doch alle dachten an die Unglückliche, die womöglich ...; und man bekreuzigte sich.

Die Kleine beobachtete das alles aus ihrem feinen, mit fremdartiger Spitze besetzten Wickeltuch heraus. Der weiße Batiststoff war mit einem Kreuz bestickt, das die Herzen der alten Frauen erwärmte, und mit zwei Wörtern in einer unbekannten Sprache, die ihnen Angst einjagten. Zwei Wörter, über deren Bedeutung man sich vergeblich den Kopf zerbrach, bis Jeannot, der Postbeamte, den Raum betrat. Er war im letzten Krieg, aus dem einundzwanzig Männer nicht zurückgekehrt waren – wovon ein Denkmal gegenüber dem Gemeindeamt und der Kirche zeugte –, bis weit hinunter in das Gebiet gekommen, das man Europa nannte, das jedoch in den Köpfen der Retter nicht viel mehr war als die rosa, blauen, grünen und roten Flecken auf der Landkarte im Gemeindesaal. Denn was ist schon Europa, wenn strenge Grenzen Dörfer trennen, die nur drei Meilen voneinander entfernt liegen?

Doch Jeannot, der eben mit einer weißen Flockenmütze auf dem Kopf hereingekommen war und dem die Mutter den Kaffee mit einem großen Schluck Schnaps serviert hatte, warf einen Blick auf die aus seidig glänzendem Baumwollgarn gestickte Inschrift und sagte:

»Bei Gott, das ist Spanisch.«

»Bist du sicher?«, fragte der Vater.

Der Bursche, vom Schnaps schon ganz benebelt, nickte energisch.

»Und will heißen?«, fragte der Vater weiter.

»Woher soll ich das wissen?«, antwortete Jeannot, der die Sprache der Barbaren nicht verstand.

Alle nickten dazu und verdauten die Neuigkeit mithilfe einer weiteren Runde Schnaps. Die Kleine kam also aus Spanien? Nicht zu fassen.

Während die Männer tranken, waren die Frauen Lucette holen gegangen, die aus dem Wochenbett kam und ihre Milch nun also zwei Kleinen gab. Die Säuglinge drängten sich an ihre Brüste, so weiß wie der Schnee dort draußen und so schön wie Zuckerhüte. Völlig arglos betrachtete man diese Brüste, an denen man auch gerne genuckelt hätte, und alle spürten, dass in diesem Moment eine Art Frieden einkehrte in der Welt. Nachdem sie kräftig getrunken hatte, machte die Kleine ein hübsches kleines Bäuerchen, rund wie eine Murmel und klangvoll wie ein Glockenspiel, und alle brachen in Lachen aus und schlugen einander brüderlich auf die Schulter. Man entspannte sich, Lucette richtete ihre Bluse, und die Frauen servierten Hasenpastete auf dicken, in Gänsefett gerösteten Brotscheiben, denn sie wussten, dass der Pfarrer eine Schwäche dafür hatte, und man wollte das Fräulein schließlich in einem christlichen Haus aufziehen. Übrigens ergaben sich hier nicht jene Probleme, mit denen man anderswo zu tun hätte, wenn eine kleine Spanierin einfach so bei diesem oder jenem auf die Vordertreppe geschneit käme.

»Na«, sagte der Vater, »mir scheint, die Kleine fühlt sich hier

zu Hause«, und er sah die Mutter an, die ihm zulächelte, und er sah reihum die Gäste an, deren gesättigte Blicke auf dem Säugling ruhten, der in eine Decke gewickelt neben dem großen Ofen lag, und schließlich sah er den Herrn Pfarrer an, der, von Hasenpastete und Gänsefett beglückt, sich erhob und zum Ofen hinüberging.

Alle standen auf.

Wir wollen hier die Segnung eines Landpfarrers nicht wiederholen; das ganze Latein, wo man doch lieber ein bisschen Spanisch verstünde, würde uns nur verwirren. Sie standen also auf, der Pfarrer segnete die Kleine, und jeder wusste, dass diese Schneenacht eine Gnadennacht war. Sie erinnerten sich an den Bericht eines Ahnen, der ihnen von einem zum Fürchten und Sterben kalten Frost erzählt hatte. Es war zur Zeit des letzten Feldzugs gewesen, aus dem sie siegreich und auf ewig zur Erinnerung an ihre Toten verdammt hervorgehen sollten. Die Kolonnen rückten in einem gespenstischen Dämmerlicht vor, das ihn daran zweifeln ließ, ob es die Pfade seiner Kindheit je gegeben hatte, und jenen Haselstrauch an der Wegbiegung, und die Bienen-schwärme am Johannistag, nein, er wusste nichts mehr, und die anderen Männer auch nicht, denn es war so kalt, so bitterkalt ... Doch im Morgengrauen, nach einer unseligen Nacht, in der die Kälte die tapferen Krieger, die der Feind nicht hatte bezwingen können, reihenweise niederstreckte, hatte es plötzlich zu schneien begonnen, und dieser Schnee ... dieser Schnee bedeutete die Erlösung der Welt, denn nun würde es keinen Frost mehr geben, und bald würde man auf der Stirn jene besondere, wunderbare Milde der Schneeflocken spüren, die Tauwetter ankündigen.

Die Kleine fror nicht, genauso wenig wie die Soldaten des letzten Feldzugs oder unsere Männer, die inzwischen die Lichtung erreicht hatten und reglos wie Vorstehhunde die Szene betrachteten, die sich ihnen darbot. Sie würden sich später nicht mehr klar erinnern an das, was sie in diesem Moment so deutlich sahen wie am helllichten Tag, und auf alle Fragen nur vage antworten, während sie eine verworrene Erinnerung zu fassen suchten. Alles, was sie sagen würden, war:

»Die Kleine stand mitten in einem grässlichen Schneesturm, aber sie war quicklebendig und redete mit einem Tier, das danach fortging.«

»Was für ein Tier?«, würden die Frauen fragen.

»Na, ein Tier eben«, würden sie antworten.

Und da wir in einer Gegend sind, wo der liebe Gott und die Legende undsoweiterundsofort, würde man sich an diese Antwort halten und einfach weiterhin über das Kind wachen wie über das Heilige Grab.

Ein Tier, das merkwürdig menschlich war, wie jeder der Männer spürte. Sie nahmen Wellen wahr, die um die Kleine kreisten und die genauso sichtbar waren wie Materie. Bei diesem ungewohnten Anblick erfasste die Männer ein eigentümlicher Schauer. Sie hatten das Gefühl, das Leben würde plötzlich auseinandergeklappt und sie könnten endlich hineinsehen. Doch was sieht man im Inneren des Lebens? Man sieht Bäume, Holz, Schnee, eine Brücke vielleicht und Landschaften, die vorüberziehen, ohne dass das Auge sie festzuhalten vermag. Man sieht die tägliche Arbeit und den Wind, die Jahreszeiten und die Sorgen, und man sieht auch ein Bild, das nur dem eigenen Herzen gehört, einen Lederriemen in einer Blechdose, ein Stück Feld, auf dem üppig der